



# Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 22.

Sonntag, den 23. Mai 1915.

Erscheint jeden Montag.

## Pfingstgeist.

Von Walther Nithack-Stahn.

(Nachdruck verboten.)

Im Frühlingswilde stödet die Nachtigall, ferner antwortet ihr eine zweite: man spürt, sie halten Zweisprache in ihrer wunderlichen Zunge. In all den Tierlauten, auch der uns mißhörenden, es weiß doch ein Wesen, was das andere sagen will. Die stummen Geschöpfe, selbst die Pflanzen — ist es nicht, als grüßten sie sich und nickten einander zu, während über ihnen die Kronen der Bäume raumen? Warum sind die Seelen der Menschen sich fern? Willkürlich hat uns der Weltkrieg die alte Laiahe beleuchtet, daß nichts so häßlich ist als eine Verhöhnung derer, die Menschenanständig tragen. Die seit Jahrhunderten nachbarlich auf kleinen Erdteilen wohnen, durch dünne Linien getrennt, die ein Kind überbringen kann, sie kennen sich nicht, als Leuten sie in verschiedenen Welten.

Was scheidet die Menschen? Täglich wuchs im Frieden der Weltverkehr, immer schneller fuhr und flog man von Land zu Land, sprach über Ozeane hin, kaufte und verkaufte, schrieb und besuchte sich. Und doch zichen die Völker heute ihre Grenzen schärfer als je, zäunen sie mit starren Wäffen. — Trennen uns die Sprachen? Ja, diese höchste Erzeugnisse des Menschlichen, das wunderbarste Instrument seines Geistes, bestimmt, die innigste Verbindung von Seele zu Seele zu spinnen, sie hat das Menschengefühl unsiglich zerpalten, die Völker, sogar die Stämme e i n e s Volkes taub und stumm gegeneinander gemacht. Zu versteinert ist hier besser das Lied eines Vogels als die Worte eines Schmelens. Eine tiefinnige Sage erzählt, daß einst die gesamte Menschheit eins war. Am Equator und Tigris wohnste sie und sprach glanzvolle Worte der Kultur. Da kam ein Kühner auf den Gedanken: Laßt uns einen Turm errichten, des Spitze in den Himmel rage! Mit vereinten Kräften laßt uns emporbringen zum Sitz der Gottheit, ihr gleich zu sein! Ein Menschenbau, fanatisch groß, wie für die Ewigkeit. Aber siehe, er blieb ein Fragment. Denn plötzlich, durch einen Wachtpruch des Gottes, der ihren titanischen Übermut beugen wollte, verstanden die Millionen ihre Sprache nicht mehr. Verwirrung entstand, Zwietracht der Geister, und auseinander nach allen Winden zogen die Scharen derer, die gleicher Sprache waren: von nun an Völker, die sich kaum noch fanneten, einander Barbaren schätzten, die unverständlichen schwatzten. — Dennoch, die Sprachverwirrung erklärt die gerissene Menschheit nicht, sie ist die Folge nicht Ursache.

Denn die alte Klage bleibt, wir Deutsche wußten bis vor kurzem ein Lied davon zu singen, daß auch die Kinder einer Muttersprache sich oftmals fremd sind. Sie konnten zueinander nicht kommen. Klaffen die Risse in der Volksgemeinschaft, Stand gegen Stand. Kein Wunder, wenn doch einer Mutter leibliche Kinder, die an e i n e m Tisch sitzen, sich oftmals stoßen und reiben. Denn jeder lebt in seiner eigenen Welt, ein Wesen für sich. Des Menschen höchster Adel ward auch sein Verhängnis. Die Freiheit, sich selbst zu leben, bezogt er mit der Vereinsamung. Die Verstei-

benheit der seelischen Ausdrucksform verflücht dem einen die Seele des anderen. Der Mensch dem Menschen ein Rätsel, oft ein Stein im Wege, eine Anfechtung. Das ist die Tragik unseres Lebens.

Zwar wendet man ein: danken wir Gott, daß wir so unterschiedlich geartet sind! Wie arm wäre die Welt, wenn wir alle auf denselben Ton gestimmt wären. All das Geistesleben der Menschheit entsäuft ja seine Fülle nur durch die Vielseitigkeit unseres Geisteslebens. Wohl wahr. Aber es kann nicht der Sinn unseres Lebens sein, daß wir uns einander entfremden, sondern daß wir uns verbinden. Nicht babylonische Verwirrung ist das Ziel, sondern heilige Sammlung, nun wohl, so muß es einen Weg der Verständigung aller Menschen geben. Welcher ist's?

Einst war, so erzählt die alte Pfingstmar, eine Versammlung von Menschen aus vielen Völkern und Jungen. Wie betäubender Sturm ging es hindurch, züngelnde Flammen der Begeisterung, ein Meer von Stimmen, eintönig, doch ineinander klingend, wie ein Sphäron. Und siehe: bei e i n e m Wort verstanden sie sich, ihr Schicksal war's, der Schlüssel, vor dem aller Herren Tore aufsprangen: Gott! Man sagt uns immer wieder: gerade dies ist das vielbeugte unter allen. Nicht zwei Menschen meinen genau dasselbe damit. Jedoch, diese kleinen Leute aus aller Herren Länder redeten von Gott nicht in philosophischen Begriffen, wollten ihm nicht vernünfteln beweisen — wie der Vogel auf dem Zweig seine Luft und seine Liebe singt, so quoll aus ihrer Brust das Gefühl eines großen Gegenwärtigen. So sprachen sie's aus, wie der Künstler in unmittelbaren Drange dichtete, wie der Quell aus verborgenen Tiefen drach es elementar aus ihnen hervor. Wir haben den Unendlichen gefühlt! In der schlichten Menschlichkeit eines getragenen Heiden ging er uns auf. Nicht ein Gott nur der bevorzugten Leute — ein Vetter am Tagendhaken — auch die hundertmal Straußendeinen dürfen sich an ihm ausdrücken. Nicht ein Gott nur e i n e s Volkes, das ihm prägen könnte — aller Menschen, aller Welten alleiniger Herr!

So etwas fühlt man, aber man fühlt es nicht. Die dort führten's, und wie ein elektrischer Strom ging es durch sie hindurch, sprang in feurigen Funken auf die ergriffenen Hörer über. In dieser Stunde hatten sie e i n e n Gott erlebt. Und über alle Schranken der Sprachen, Individualitäten, Nationen hinüber verjüngten die Seelen. Wer mit mir e i n e s Gottes ist, dem bin ich verwandt.

Ja, es gibt keine andere Einigung der Menschheit als die der Religion. Diplomate, Handelsverträge, Interessengemeinschaften schlagen tausend Brücken von Volk zu Volk, Stand zu Stand, Mensch zu Mensch. Aber daß die Seelen über diese Brücken zueinander gehen, daß sie sich wirklich treffen — dazu gehört gemeinsame heilige Ueber-

zeugung. Sagen wir: e i n Geist! Wohlverstanden: nicht, daß nun alle wörtlich dasselbe denken, sagen müssen. In alle Ewigkeit wird es nicht gelingen, daß auch nur zwei ausgeprägte Persönlichkeiten sich begrifflich einigten. Und brauchten sie auch dieselben Worte, unmerklich wird in ihrem Munde die Klangfarbe verschieden sein. Was tut's? Wenn sie nur e i n e s Geistes sind. Können ihre Gedanken noch so weit differenzieren, wenn sie sich nur am Ende in e i n e m Punkte treffen: daß sie dem unergründlichen, doch im Herzen erfaßten Gotte zustreben, in vertrauender Hingabe an ihn als an die Macht des Guten in der Welt. Nicht Einnormigkeit ergibt das, aber Einmütigkeit.

Was also eint die Menschen? Die Gefinnung. Durch die Jahrtausende klingt ein hohes Lied ohne Worte, das keiner Uebersetzung, keiner Übersetzung bedarf. Von einer in Beisehrtheit großen Persönlichkeit ging es aus, die in fernem Lande, unter uns fremden Verhältnissen ihr kurzes Leben führte, von der uns kaum ein Wort in seinen ursprünglichen Heimsatzen erhalten ist. Und doch ist er noch heute allerschwerlich dem, der guten Willens ist. Laßt ihn erzählen.

Am Ufergrabe liegt ein todbunder Mensch, ein anderer senmt zufällig des Abeges, feindliches Volk, fremder Sprache und — wie man zu sagen pflegt — auch fremden Glaubens. Aber er beugt sich über den Toten, verbindet seine Wunden und rettet sein Leben. Kein Wort ward zwischen ihnen geredet, doch sie verstanden sich. Das ist die Weltprache der Liebe, die man im Bande der weißen, schwarzen und gelben Klöße reden und verstehen kann. Das ist die Sprache, die Engel reden, die Sprache des Engen selber, der stumm beredt seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, die selbst das dumpfe Tier versteht und bisproben auf den Schwächelnden, in den Särgen und Götterengeln lagert. Sie schwebt als leiser Ueberbogen über dem brüllenden Konzert der Vernichtungswaffen. In ihr allein klingt die Seele der Menschheit. Sie ist ihre Zukunftsmusik, die auch dieser Weltkrieg nicht zum Schweigen bringt!

„Sie sind voll süßen Weines!“ so spotteten einst Abel die kleine Pfingstgemeinde die deren Herzen verschlossen waren. So läßt man auch heute, wenn einer diese Idee ankündigt, bei der in jeder lebendigen Brust die Saiten erklingen sollten. Ja, mancher, der es gut mit seinem Volk meint, ergrimmt darob, als fühme dieser Geist das notwendige Selbstgefühl der Persönlichkeit, das Eigenbewußtsein eines in den Kampf gestellten Volkes. Und doch wird im Ringen der Völkergewitter das Volk das innerlich stärkste sein, dem im Kampfe das höchste, umfassendste Ziel vorstreckt.

Freilich ist das Glaube. Es ist tatsächlich ein heiliger Kauf, der uns ergreifen muß. Es ist das Wunder der Pfingsten. Komm, heiliger Geist!

## Der Träumer.

Von Hans Fr. Blunck.

(Nachdruck verboten.)

Hans Ohle lag dicht vor dem Feinde. Keine 100 Meter, auf einer Höhe, von wo aus man im Dämmern in die Schützengraben drüben mußte hineinblicken können. Vielleicht sogar erschämen, wo die Batterie stand. Der junge Lehrer blinzelte gekannt nach Osten, wo ein kleiner grauer Streifen am Himmel lag, kurrte seinen beiden Musikanten etwas zu, fast unhörbar, denn es waren drei ausgeuchte Leute, die man um Mitternacht gegen den Feind gesandt hatte.

Jedemwo drüben rührte es sich, ein paar halbwaacke Leute verschlafener Menschen, ein Befehl, dann ward's wieder still. Nur im Morgen stieg es grau und blaß am Himmel empor, wie eine träge Flut, die langsam höher und höher drang.

Der junge Lehrer hatte sich im Busch bequem gemacht. Sie waren in den letzten Nachstunden Schritt für Schritt herangezogen, hatten sich halb vergraben mit Moos und weichen Getreide und warteten auf das Licht, das ihnen die feindlichen Stellungen zeigen würde.

Karl Kordien, der Pfarrersohn, und der dritte Mann, ein Bauer aus dem Mecklenburger, der als Freiwilliger mit großer Hand, lagen dicht hinter ihm. Harten zuweilen mit großen Augen zu ihm hinüber, ob's wohl Zeit würde heranzuziehen und wundert sich über die Entschlossenheit Hans Ohles, des Träumers, über den sie so oft geklagt hatten zu Hause und dem der Krieg doch so bitter ernst geworden war.

War auch ein felsamer junger Burche der Unteroffizier, hatte viel geglaubt über Welt und Wolken und war mit felsamen Gedanken in den Krieg gezogen. Er war nicht einer von denen, die Deutschland als Herren sehen wollten, er gehörte zu den Freigebigen und Nachsichtigen, die jedem Wesen, auch den unlauteeren und fragenhaften, seinen Platz in der Welt zuerteilen, alles in Schutz nahmen, was be-

drängt wurde und überempfindlich machen wollten, daß Gleichheit auch dem anderen verlieh.

Und doch war Hans Ohle gern in den Krieg gegangen. Wie ein Sport löste er ihm, wie ein ungeschütztes mittelaltliches Schachspiel, das seine Ueberlegenheit oft in tausend bunten Farben gemalt hatte und das für ihn auch in der rauhen Wirklichkeit nicht an Wunden verlor. Ein lustiger Streich war es, daß er so dicht vorm Feinde lag und als er daran dachte, was die Weselchen wohl sagen würden, wenn sie wußten, wo er lag, sah er sie mit erkaunten Gesichtern um sich stehen und ihm bewundernd zunicke: „Das hast du gut gemacht, Hans Ohle, — wenn du auch unser Feind bist.“

Der Mecklenburger zapfte ihn am Kocke. Er hatte vier Kinder zu Hause und gehörte zu den Bedächtigen, Ruhigen, die wohl gut anstürmen können, aber keine Duzerentwürdein verziehen. Hans Ohle wollte indes noch nicht zurück. Die Luft war eilig und nachteilig, aber der Wind kam von Westen, trieb die braunen Wälder vor sich her und füllte die Nebel zusammen, daß man's drüben mächtig erlösen konnte, einen Schützengraben hinter dem andern, die sich eilig und freilich bis zum Waacke verloren. Und dahinter — Der Unteroffizier hob das Glas an die Brauen, mußte die Augen zusammen und konnte doch nur eine zäugige Wand sehen, die hinter den ersten Bäumen zu stehen schien. Ob's ein Schütz war. Oder war's die Batterie? Er beschloß, noch eine Weile zu warten und blickte wieder nachdenklich über die goldgelben Kronen der Pappeln, die sich leise im Winde wiegten und miunter ganze Garben ihrer gelben Laß über's Land streuten.

Der Himmel war klar geworden, stand graubraun wie Triebland im Osten und trug schwere dunkle Schollen, die sich darunter türmten, als wäre ein Kleinwägen freu und quer über seinen dunklen Ader gegangen.

Gerade wie vor zwei oder drei Tagen, als sie in dem zerfallenen Schloß übernachteten, in dem alles branter und brüder lag. War eine Granate ins Speisezimmer geraten und eine Ins Frauengemach und hatte alles wunderbar durcheinander gemorren. Sie hatten's wegen Wasser, wie es lag, waren todbüde gewesen; und nur am andern Morgen, als sie in aller Frühe weitermarchierten, hatte der Leutnant gesagt, Wäsche und Nahrungsmittel dürften sie mitnehmen, soweit sie gerade brauchten. Er hatte ein paar Stück Seife von der gnädigen Frau ermisst.

Wo die Besten wohl waren? Säßen ruhig hieselben können, sie hätten ihnen kein Haar gekümmert. Sie hatten sich wohl auch besser benommen als die Weselchen in Saarbürg, wo sie gekümmert haben sollen wie die Ratten. Hans Ohle kam plötzlich in Widertritt mit sich selbst, sein Geistesrichtungsgefühl bildete nicht, den Seinen etwas gut zu sprechen, was der andere vielleicht doch besch. Er begann wieder zu vergleichen, dachte an die Schützengraben nachmittag, in der die Franzosen sich so wider gefangen hatten, und seine alten Ritterräume von schlichem, gedächtem Kampf wurden wieder lebendig. Er freute sich, daß er gerade den Franzosen gegenüber lag, konnte den Haß der Franzosen nicht begreifen und sah in allem nur das große Waffenspiel, in dem sie um den Preis rangen. Was hatte der Leutnant gesagt? Unfinn, — der war ungegert und hart, auch im Kriege soll man dem Gegner gerecht werden, — jawohl, gerecht werden. —

Der Mecklenburger stieß ihm plötzlich schwer in die Seite und wies nach drüben. Das Bulchwert schien zu leben, knisterte, und es war, als bewegten sich Menschen zu keiner Höhe, halbberedt durch Graben und Strauch. Einen Augenblick überlegte Hans Ohle noch mit verhaltenem Atem. Dann waren plötzlich fremde Menschen rings um ihn, ließen und schlugen auf ihn ein. Der Unteroffizier war

